

der und Hausgeräth als ihr zu eurer Nothdurft, und der eingeführten Wohlstandigkeit gemäß brauchet; mehr Gesinde als ihr nöthig habet; mehr Speisen, als der Mensch bedarf, um satt und vergnügt zu werden; mehr Vergnügen, als erfordert wird, um sich zu neuen Arbeiten wieder geschickt zu machen: das alles verzehrt nach und nach euer Vermögen, und muß über kurz oder lang euch nothwendig unglücklich machen.

Setzt, ihr Lieben, da alles um uns ruhet, müssen auch wir unsern Körper durch einen sanften Schlaf erquicken, um zu unsern morgigen Geschäften neue Kräfte zu sammeln. Morgen, wenn der Abendstern wieder am Himmel erscheint, will ich fortfahren, euch zu lehren, was ihr noch mehr zu thun habet, um gut und glücklich zu werden.

Da wünschten sie sich einander eine gute Nacht, und gingen froh zu Bette.

Zweytes Abendgespräch.

Von den Pflichten gegen andere.

Die Sonne hatte am folgenden Tage noch nicht ganz ihren Lauf vollendet, als Gutwill mit seinen Kindern sich schon wieder unter der Linde einfand. Nicht lange hernach erschien auch, von seinen eigenen Kindern begleitet, der alte Ehrenreich mit derjenigen heitern Miene, welche ihm eigen war, und welche man nicht ansehen konnte, ohne selbst vergnügt zu werden.

Meine lieben Kinder, sagte er, indem er sich niedersezte, auch eines nach dem andern umarmte, was ich euch gestern gesagt habe, würde beynabe hinreichend seyn euch glücklich zu machen, wenn ihr für euch allein leben könntet. Aber die Welt ist für euch allein nicht gemacht. So gut als ihr leben und glücklich seyn wollet, so gut wollen es andere auch seyn. Diese andern Menschen aber, mit denen ihr leben müßet, sind nicht immer gute und kluge Menschen; und wenn sie auch noch so gut und so klug sind, so sind sie doch immer Menschen. Ihr müßet also lernen, wie ihr es zu machen habet, daß ihr unter ihnen sicher und glücklich lebet, und daß sie selbst begierig werden, euch glücklich zu machen.

Für die Sicherheit ist nun wohl so ziemlich gesorget. Es war einmahl eine Zeit, Kinder, da man von keinem Könige, von keiner Obrigkeit etwas wußte. Jeder lebte, wie er wollte; jeder suchte sich allein so glücklich zu machen, als er es konnte. Keiner bekümmerte sich um den andern, keiner hatte dem andern etwas zu befehlen, jeder that, was ihm gefiel, und hatte sich vor keiner Strafe zu fürchten. Das war doch wohl ein glücklicher Zustand, nicht wahr? — Nun wir wollen hören, wie es weiter ging. Jeder also, wie ich sagte, dachte nur an sich, und keiner ließ sich einfallen, einem andern zu helfen. Ziel einem von ungefähr sein Pferd in einen Graben, oder blieb einem der Wagen stecken, oder wurde einer auf dem Wege krank; so gingen die andern Leute vorbei, und thaten, als wenn sie

das gar nichts anginge. Wenn nun derjenige, dem dieses begegnet war, sah, daß einer von denen, die ihn im Striche gelassen hatten, auch in Noth gerieth, so wollte er ihm wieder nicht helfen, weil dieser ihm nicht geholfen hatte. Und so ließ immer der eine den andern in der Noth stecken. Nun sind aber tausend Dinge in der Welt, die ein Mensch nicht allein machen kann. Ihr könnet euch z. E. nicht allein eure Häuser bauen, eure Kleider machen, eure Speisen bereiten, euch schützen, wenn ein Stärkerer euch etwas zu Leide thun will. Da nun zu der Zeit jeder bloß für sich sorgte, so war überall große Noth. Da bey gab es noch über dieß böse Menschen, die andern das Ihrige nahmen, wenn sie stärker waren. Drey oder vier fielen über einen her, jagten ihn aus dem Hause, raubten seine Güter, und lebten von dem, was der andere mit seinem Schweisse erworben hatte. Indessen mußte dieser betteln, weil er allein so vielen nicht hatte widerstehen können. So lebten die armen Menschen in der ersten Zeit, immer in Furcht, und nie sicher, daß nicht in dem nächsten Augenblicke einer kommen, und sie aus dem Ihrigen vertreiben würde. Endlich traten einige gute und kluge Menschen zusammen, und machten mit einander aus, daß sie sich unter einander beystehen wollten. Da aber jeder bald so, bald anders dachte, so konnten sie nicht viel ausrichten. Sie halfen zwar einander, aber ohne Ordnung, ohne Vernunft. Der kam bald, der spät; der griff an, der nicht. Die bösen Menschen hatten meist die Oberhand, und waren

schon im Besitze ihres Raubes, ehe noch die andern zusammen gekommen waren, die es ihnen verwehren wollten.

Da fielen die guten Menschen, welche sich verbunden hatten einander beyzustehen, endlich auf den Gedanken, daß sie einen unter sich erwählen, und ihm alle gehorchen wollten, wenn er zum Besten ihrer Gesellschaft etwas befehlen würde. Sie machten aus, daß jeder diesem Einen etwas zu seinem Unterhalte geben wollte, damit er für die allgemeine Ruhe und Sicherheit, und für ihr Glück sorgen möchte. Daher sind die Könige entstanden.

Der König gab nun fleißig Acht, wenn ein böser Mensch dem guten etwas wegnehmen, oder zu Leide thun wollte. Sobald er etwas merkte, gab er ein Zeichen, und auf dieses Zeichen kamen alle herbey, und widerstanden dem Feinde. Kam einer oder der andere nicht, wenn er doch hätte kommen können; so stießen ihn die andern aus der Gesellschaft. Denn sie sagten: Hätte der Feind dich angegriffen, so hätten wir alle kommen müssen, weil wir es versprochen hatten, und weil wir glaubten, daß auch du uns zu Hülfe kommen würdest. Willst du nun nicht kommen, und uns helfen, so wollen wir dir auch nicht mehr beystehen.

Das dauerte einige Zeit. Allein viele von den guten Menschen, die sich auf diese Art un-

ter einem Könige verbunden hatten, blieben selbst nicht lange gut, und einige derselben wollten auch lieber vom Raube als von ihrer eigenen Arbeit leben. Fing einer von diesen an, seinem Nachbar nach dem Seinigen zu streben; so stand wieder alles auf, und suchte den Beleidigten zu vertheidigen. Allein der andere hatte oft auch seine Freunde, und dann war in der Gesellschaft wieder nichts als Unruhe und Unsicherheit. Oft geschah es auch, daß man aus einem bloßen Verdachte einander anfiel. Die guten Menschen überlegten dieses endlich, und nun wurden sie eins, daß niemand als der König richten sollte, ob einer wirklich dem andern Unrecht thue, und nach dessen Eigenthume trachte oder nicht: und wenn der König sagen würde, er habe Unrecht, so sollte nicht allein dem, den der König so verurtheilen würde, niemand beystehen, sondern es sollte vielmehr die ganze Gesellschaft diesem Widerstand thun, und dem Beleidigten Recht verschaffen.

Ihr könnet leicht denken, daß der König dieses nicht lange allein besorgen konnte. So viele Streitigkeiten, die nach und nach entstanden, hätte er allein nicht schlichten können. Er suchte daher einige der Verständigsten unter den übrigen aus, die diese Streitigkeiten untersuchen, und in seinem Rahmen urtheilen sollten. Gehet Kinder, so entstanden Obrigkeiten und Gerichte.

Aber auch unter diesen waren oft dumme oder parteyische Leute, welche dem einen mehr

als dem andern gewogen waren, und daher bald so, bald anders urtheilten. Heute hatte der Recht, morgen ein anderer Unrecht, obgleich beyde einerley gethan hatten. Da der König dieses merkte, so schreib er einem jeden vor, wie er in allen Fällen urtheilen sollte, und daraus entstanden die Gesetze.

Spiele
 Durch diese Gesetze ward nun auch bestimmt, was ein jeder thun oder lassen sollte. Eine sehr nützliche Einrichtung! denn auch die besten Menschen können nicht alles sehen, was ihnen und der ganzen Gesellschaft gut ist. Hätte ein jeder das Recht, darüber zu urtheilen, so denket selbst, was daraus werden würde. Der würde sagen: Ja, es ist gut; der, nein; der, es muß so seyn; der, nein, so muß es seyn; und am Ende würde immer nichts zu Stande kommen. Denn viel Köpfe, viel Sinne. Geht es euch nicht oft so bey euern Spielen? Der eine sagt, wir wollen das spielen, der andere, jenes. Und wenn ihr lange genug darüber gestritten habet, so ist endlich die Zeit zum Spielen verby, oder ihr habet euch getrennet, und jener spielt nun für sich, welches lange nicht so angenehm ist, als wenn ihr zusammen spielet. So würde es auch in der Gesellschaft der Menschen gehen, wenn ein jeder nur so viel thun wollte, als er für gut hält. Es ist deswegen klug und gut, wenn nur einer, oder nur wenige sagen: Das ist gut; und wenn es alsdann die andern alle thun.

Nun rte die Gesellschaft wieder einige
 Zeit fort. Nach und nach aber entstanden in an-
 dern Gegenden noch mehr Gesellschaften, die oft
 dumm, und nicht gut waren. Diese dummen Ges-
 ellschaften aber glaubten dann manchmahl, daß sie
 sich glücklich machen könnten, wenn sie die andern an-
 fielen, und ihnen das Ihrige nähmen. Dadurch
 wurden die guten Gesellschaften oft beunruhigt,
 sie mußten ihre Arbeit und alles zurück lassen, um
 sich zu vertheidigen. Oft wurden sie mitten un-
 ter ihren Arbeiten überfallen, und konnten sich al-
 so nicht wehren; oft, wenn sie sich auch wehren
 konnten, wußten sie nicht, wie sie es jedes Mal
 anstellen sollten; denn in dem Lärmen konnten sie
 den König nicht immer hören und verstehen. Sie
 kamen also auf den Einfall, ein Theil von ihnen
 sollte bloß zum Schutze der Gesellschaft leben. Die-
 se sollten wachen, wenn die andern arbeiten oder
 schliefen; und wenn kein Feind vorhanden wäre,
 so sollten sie inzwischen lernen, wie sie sich bey
 jedem Angriffe und in jedem Vorfalle gegen den
 Feind verhalten mußten. Daher sind die Solda-
 ten entstanden.



Diese Leute hätten nun wenig Zeit, die Felder
 zu bestellen, oder andere Arbeiten zu verrichten, und
 doch waren sie der Gesellschaft nützlich. Es wurde
 daher beschlossen, daß jeder von den übrigen etwas
 von seinem Verdienste und von seinem Vermögen
 dazu hingeben sollte, um diese zu erhalten. Da-
 durch verloren zwar jene etwas, aber sie gewan-
 nen dafür auch dieß, daß sie nun sicher und ru-

big leben konnten, und nicht alle Augenblicke in Gefahr waren, an ihrer Arbeit gehindert zu werden. Nun, Kinder, wisset ihr, woher die Könige oder Fürsten, die Gerichte, die Gesetze, die Soldaten und die Abgaben entstanden sind; lernet nun auch, wie ihr es machen müßet, daß euch alle diese Dinge nützlich werden.

Wenn unser Kaiser ;, oder unser Landesfürst! uns etwas befiehlt, so geschieht es fast immer zum Vortheile aller seiner Unterthanen. Wenn er Abgaben von uns verlanget, so werden sie zu unser aller Bestem angewandt. Denn er muß Soldaten erhalten, die uns vertheidigen; er muß Gerichte unterhalten, welche uns gegen das Unrecht böser Menschen schützen; er muß verständige Männer besolden, welche allerley Mittel erfinden, wodurch seine Unterthanen immer glücklicher gemacht werden können; er muß weise Lehrer unterhalten, welche uns sagen, was wir zu thun und zu lassen haben, damit es uns wohl gehe. Zu dem allen brauchet er Geld; und da dieses zu unserm Besten verwendet wird, so ist es billig, daß er es auch von uns nehme. Wir müssen ihm also geben, was er uns abfordern läßt.

Aber wir müssen auch ihm und allen, die in seinem Nahmen befehlen, Gehorsam leisten. Denn da er allein dafür sorget, daß alle sicher und zufrieden leben können, so kann er auch mit Recht verlangen, daß ein jeder dasjenige thue, was er

ihm befehlen läßt, und wovon wir, seine Unterthanen, nicht so gut, als er, urtheilen, ob es nöthig sey oder nicht. Uns kommt es daher nicht zu, zu fragen, warum die Obrigkeit uns dieses oder jenes befehlen lasse; denn das können wir nicht immer einsehen. Unsere Pflicht ist zu gehorchen. Lasset euch also, wenn ihr einmahl groß geworden seyd, nicht von denen verführen, die immer über den Landesherrn und über die Gesetze klagen. Ihr wisset nur so viel, daß es euch mit glücklich machet, wenn die Gesellschaft, worin ihr lebet, glücklich ist. Wodurch aber die Gesellschaft glücklich werde, das wisset ihr nicht; das müßet ihr also denen überlassen, die es wissen, und die dazu bestellt sind, es euch anzugeben.

Überhaupt, ihr lieben Kinder, ist der Gehorsam gegen diejenigen, welche uns zu befehlen haben, es sey unser Landesfürst, unser Herr, unser Vater, oder unser Lehrer, eine unserer wichtigsten Pflichten; denn der Ungehorsam macht uns gewiß unglücklich. Ich habe euch Kindern z. B. erlaubet, auf dem Hofe, im Garten und unter der Linde herum zu spielen, so viel ihr wollet. Aber ich habe euch auch zugleich verbotzen, zu dem Brunnen zu gehen, der auf dem Hofe ist. Überträtet ihr nun diesen meinen Befehl, so würdet ihr euer Leben in Gefahr setzen: oder wenn ihr auch das eine Mahl glücklich davon kämet, so würde es doch mit allen euern künftigen Vergnügungen auf einmahl aus seyn. Denn, weil ich

euch liebe, und gern verhindern möchte, daß ihr nicht zu Schaden kommet; so dürfte ich euch nicht mehr erlauben, auf den Hof, und von da in den Garten oder unter die Linde zu gehen, weil ich mich auf euern Gehorsam nicht mehr verlassen könnte, und immer besorgen müßte, daß ihr wieder zu dem Brunnen ginet. Anstatt also, daß ihr jetzt, so oft eure Schulstunden aus sind, euch hier unter Gottes freyem Himmel so manches Vergnügen machen könnet, müßtet ihr, so oft ich nicht Zeit hätte selbst mit euch herauszugehen, euch gefallen lassen, in einer engen Stube zu sitzen, und lange Weile zu haben. Und würdet ihr dabey wohl vergnügt seyn können?

Hütthet euch also vor Ungehorsam, es sey, worin es wolle; es sey gegen mich, oder gegen eure Lehrer, gegen eure künftigen Herren, oder gegen eure Obrigkeit. Denn alles, was euch von diesen befohlen oder verbothen wird, wird euch deswegen verbothen oder befohlen, weil ihr und andere Menschen sonst nicht glücklich werden könnet.

So ist uns z. B. verbothen, jemanden Schmerz zu verursachen, es sey, auf welche Weise es wolle; und es ist das Gesetz gegeben worden: Wer aus thörichtem Scherze, oder aus strafbarer Unvorsichtigkeit, oder gar aus Zorn und Bosheit einem andern Schmerz verursachet, der wird durch Schmerz gestrafet werden. Nach diesem Ge-

setze wird derjenige, der jemanden schlägt, wieder geschlagen, derjenige, der jemanden tödtet, wieder getödtet; und glaubet ihr, Kinder, daß es gut wäre, wenn man dieses Gesetz uns nicht gegeben hätte? Wir wollen einmahl sehen.

Weißt du noch, mein lieber Wilhelm, (so hieß der siebenjährige Sohn des alten Ehrenreich), wie dich neulich der große Bube mißhandeln wollte, da du allein nach der Schule gingest? Wie war doch das? erzähle es mir.

„Ich hatte ihm nichts gethan, lieber Vater, da kam er aufeinmahl hergelaufen, und wollte mir den Zwieback wegnehmen, den mir die Mutter gegeben hatte, und da sagte ich, er sollte das bleiben lassen, es wäre mein Zwieback; und da wollte er mich schlagen, wenn ich ihm nicht gleich den Zwieback gäbe.“

Konntest du denn dich nicht wehren, mein lieber Sohn?

„Ach nein, Vater, er ist ja schon ein so großer Junge, daß er mich leicht zwingen kann.“

Wie machtest du es denn, daß er dich mit Frieden lassen mußte?

„Da er schon den Stock in die Höhe hob, um mich zu schlagen, sagte ich, er sollte es nur thun, aber ich wollte es dem Herrn Lehrer sagen, so würde er wieder Schläge bekommen. Da ließ er es seyn, und ich behielt meinen Zwieback.“

Siehst du, mein Sohn, fuhr hierauf Ehrensreich fort, wie gut das Gesetz ist, daß derjenige, der andern Schmerz verursachet, wieder Schmerz leiden muß. Wäre dieses Gesetz nicht gewesen, so würde der große Junge dir deinen Zwieback genommen, und wohl noch oben drein dich geprügelt haben. Aber so fürchtete er sich vor der Strafe und ließ es bleiben.

Sehet, Kinder, so ist es überall in der Welt. Daß wir sicher auf der Straße gehen, sicher unsere Geschäfte verrichten, und ruhig schlafen dürfen, das haben wir lediglich diesem Gesetze zu verdanken. Wäre es nicht gegeben worden, so würde kein Mensch einen Augenblick seines Lebens sicher seyn. Der Stärkere würde den Schwächern, wo er ihn fände, überfallen, ihm das Seinige rauben, ihn mißhandeln, und wohl gar todt schlagen. Besonders würdet ihr, armen Kinder, recht übel daran seyn, weil ihr euch noch nicht wehren könnet. Man würde euch alles nehmen, was ihr habet, man würde euch beständig necken, veriren und schlagen, und wenn man wollte, würde man euch tödten, ohne daß ein Hahn darnach krähete. Ihr sehet also, wie gut es für euch ist, daß man diese Anordnung gegeben hat, und wie gern ihr sie befolgen müßet, wenn ihr euch nicht selbst unglücklich machen wollet. Danket also demjenigen, der dieses weise Gesetz gegeben hat, und hütet euch, es zu übertreten, und wenn es auch nur im Scherze wäre. Denn aus Scherz kann leicht Ernst werden; und man hat wohl eher gesehen, daß Leute, die

damit anfangen, sich aus Scherz zu schlagen, am Ende Mörder wurden. So ging es dem jungen Menschen, der hier vor sechs Jahren enthauptet wurde. Er wohnte mit einem andern Jünglinge auf einer Stube. Eines Tages, da er müßig war, fing er vor langer Weile an, sich mit seinem Freunde zu necken; aus dem Necken wurden scherzhafte Schläge, und aus diesen eine ernsthafte Schlägerey. Unglücklicher Weise traf er seinen Freund mit einem knotigen Stocke an die Schläfe, daß er todt zur Erde fiel. Er wollte entfliehen, aber die Gerichtsdiener hohlten ihn ein, und er mußte es mit seinem Leben bezahlen. Denn, sagten die Richter, wer Menschenblut vergießt, dessen Blut muß wieder vergossen werden.

Mit dem Diebstahle ist es eben so beschaffen. Wäre das Stehlen nicht verbotnen, Himmel! wie würde es da wieder in der Welt hergehen? Kein Mensch würde etwas mit Sicherheit besitzen, kein Mensch, der etwas hätte, würde einen Augenblick ruhig seyn können. Es ist daher auch ein weises Gesetz, welches befiehlt, daß derjenige, der einem andern Schaden zufügt oder ihm etwas entwendet, nicht nur den Schaden oder das Entwendete wieder ersetzen, sondern auch noch über dieß eine schimpfliche oder peinliche Strafe leiden muß, damit sich andere Menschen daran spiegeln mögen. Nun können wir so ziemlich unbesorgt seyn, weil unser Eigenthum durch dieses Gesetz gesichert ist; denn die Strafe, welche auf den Diebstahl folget,

ist so groß, daß keiner, der nicht ein sehr abgehärteter Bösewicht ist, sich leicht gelüsten läßt, jemanden etwas zu entwenden. Ein erkannter und überführter Dieb wird von der Obrigkeit mit Gefängniß, oder gar am Leben gestrafet, und wenn er nicht überwiesen werden kann, aber doch in dem Verdachte der Dieberey bleibt, so wird er von allen Menschen gehasset und verachtet. Niemand läßt ihn gern in sein Haus, niemand in seinen Garten oder auf sein Feld gehen. Kann man es nicht verwehren, so schließt man alles vor ihm zu, man hat immer die Augen auf ihn, man schickt ihm Leute nach, welche zusehen müssen, daß er nichts mitnehme. Will er etwas von andern leihen, so vertraut es ihm kein Mensch an, wenn er es auch noch so gewiß wieder zu geben versprache. Befällt ihn ein Unglück, so hat niemand Mitleiden mit ihm; wird er dürstig, so getraut sich niemand, ihn aufzunehmen, und gemeiniglich wird ein solcher Mensch arm und elend.

Auch in Ansehung dieses Lasters, ihr lieben Kinder, müßet ihr euch vor dem Anfange hüten. Niemand wird gleich im Anfange ein Dieb im Großen. Gemeiniglich fängt man mit kleinen Betriegeren an, dann erlaubt man sich allerley Raschereyen, und wenn einem das auch zur Gewohnheit geworden ist, so wird man endlich ein wirklicher Dieb; erst im Kleinen, dann im Großen.

Wisset ihr noch die Geschichte von dem Diebe, der eben, da er gehangen werden sollte, sei-

ne Mutter ins Ohr biß? Ich habe sie euch neulich erzählt, wer hat sie behalten?

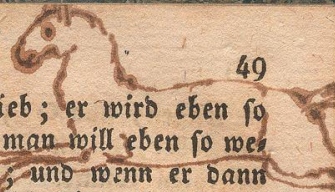
ich ist ein Kind
 Ich, *ich ist ein Kind* rief der kleine Wilhelm, und fing folgende Erzählung an:

Es war einmahl ein Dieb, der sollte gehangen werden. Da er schon unter dem Galgen war, sah er seine Mutter, die erbärmlich weinte. Da sagte er zu dem Scharfrichter, er möchte ihm doch erlauben, erst noch ein Wort mit seiner Mutter zu sprechen; und der Scharfrichter sagte, das könnte er thun. Da ging er hin zu seiner Mutter, und that, als wenn er ihr etwas ins Ohr sagen wollte, und da biß er sie auf einmahl so gewaltig ins Ohr, daß die alte Frau laut zu schreyen anfang. Das sagten alle Leute, die zugegen waren: Das muß doch wohl ein rechter Bösewicht seyn, der kurz vor seinem Tode seine Mutter ins Ohr beißen kann. Aber der Dieb antwortete: Ihr lieben Leute, wundert euch nicht darüber. Wisset, daß diese meine Mutter die Ursache meiner Schande und meines Todes ist. Da ich noch ein Kind war, gewöhnte ich mir das Naschen an, und meine Mutter strafte mich nicht darüber. Da ich noch in die Schule ging, stahl ich meinen Schulkameraden die Bücher, und wenn ich nach Hause kam, freuete sie sich darüber, und verkaufte die Bücher. Das machte, daß ich immer mehr Lust zum Stehlen bekam, bis ich endlich ein großer Dieb wurde. Hätte meine Mutter mich gleich Anfangs bestrafet, so würde

es nicht so weit mit mir gekommen seyn. Deswegen biß ich sie ins Ohr, um — um — wie war's doch weiter, lieber Vater?

„Nun, Wilhelm, sagte der Vater, um ihr auf eine empfindliche Weise zu erkennen zu geben, daß sie die Ursache seines Todes sey.“ Sehet, Kinder, so geht es immer: Mit kleinen Lastern fängt man an, mit großen hört man auf. Hüthet euch also vor kleinen Betriegeren, vor jedem kleinen Diebstahle, und wenn er auch nur eine Stecknadel beträfe; so werdet ihr nie in Versuchung gerathen größere zu begehen.

Denn im Grunde ist jede Art von Betriegeren, und wenn sie auch noch so klein wäre, schon ein wirklicher Diebstahl. Und wenn sie auch von der Obrigkeit nicht alle Mahl so strenge bestrafet wird, so machet sie doch den Betrieger gewiß eben so unglücklich, als die Dieberey den Dieb. Wenn einer zum Exempel etwas kauft, und zahlet nicht das versprochene Geld dafür, oder etwas borget, und gibt es nicht zurück, so will ihm nachher kein Mensch mehr etwas verkaufen, kein Mensch mehr etwas borgen. Und würdet ihr es nicht selbst so machen? Wenn ihr einem euern Rock oder euern Hut geliehen hättet, und er gäbe ihn euch nicht wieder, würdet ihr ihm nochmahls etwas leihen? Mehr als ein Mahl läßt man sich nicht betriegen. Ein Mensch, welcher einmahl betrogen hat, ist daher eben so



schlimm daran, als ein Dieb; er wird eben so sehr gehaßt und gefürchtet; man will eben so wenig mit ihm zu thun haben; und wenn er dann in Noth geräth, so nimmt sich seiner eben so wenig jemand an. Das hat man an dem Buchhalter meines seligen Freundes gesehen, von dem ich euch erst gestern erzählt habe. Da dieser böse Mensch sich durch seine Betriegerereyen Geld genug gesammelt hatte, so wollte er eine eigene Handlung für sich anlegen. Er kaufte daher so viel Waaren ein, als er für sein Geld erhalten konnte. Nun bekommt aber ein Kaufmann nicht immer bares Geld für seine Waaren, sondern er muß oft den Leuten etwas borgen, und hat daher auch selbst Credit nöthig, wenn er wieder neue Waaren einkaufen will. Diesem betriegerischen Menschen aber wollte keiner etwas verkaufen, wenn er nicht bares Geld zeigte, weil jeder besorgte von ihm betrogen zu werden. Da er nun sein eigenes Geld verborgt hatte, und keiner ihm etwas leihen wollte, so mußte er seine Handlung von Tag zu Tage kleiner machen; und weil er zugleich von dem Gelde, welches er täglich lösete, leben mußte, so ging sein ganzes Vermögen in zwey Jahren gänzlich darauf. Und da war keiner, der sich seiner annahm, weil er von allen gehasset wurde. Da er sich nun des Bettelns schämte, so wollte er sich durch Stehlen ernähren. Allein er wurde bald entdeckt, weil jeder auf ihn Achtung gab; und der Richter erkannte ihm die Strafe zu, daß er eine schwere Kette an der einen Hand und an dem einen Fuß

Sittenb. f. St. D

se tragen, und so Zeit Lebens in der Raare schieben sollte, damit er keinen mehr betriegen oder bestehlen könnte. So, oder auf eine ähnliche Weise pflegt es den Betriegern am Ende immer zu gehen.

Über nicht allein bey dem Handel, sondern auch in eurem ganzen Umgange mit allen Menschen müßet ihr wahrhaft und aufrichtig seyn, sonst werdet ihr euch den Haß der ganzen Welt zu ziehen. Die Menschen können die Absichten und Gedanken ihrer Nebenmenschen nicht errathen, sie müssen sich also auf das verlassen, was ihnen gesagt wird. Saget man uns nun die Wahrheit nicht, so thun wir allerley Dinge, die uns Schaden bringen. Deswegen sind die Menschen von je her den Lügern so feind gewesen. Der erste Schade, den ein Lügner hat, ist der, daß man ihm niemahls wieder glaubet, auch wenn er wirklich die Wahrheit sagt. So ging es dem kleinen Martin, der sich sehr schlimm dabey befand. Er hatte sich einige Mal eine böshafte Freude daraus gemacht, die Nachbarn anzuführen, indem er auf der Straße auf einmahl ein klägliches Geschrey erhob, als wenn ihm, ich weiß nicht, was für Leid geschehe. Wenn dann die Nachbarn ihm zu Hülfe kamen, da lachte er sie aus, daß sie sich von ihm so hätten anführen lassen. Einst, da er wieder auf der Straße spielte, kam auf einmahl ein toller Hund auf ihn zugelaufen. Martin, der weder fliehen, noch sich vertheidigen konnte, fing an aus Leibeskräften zu

schreyen: Hülfe! Hülfe! Die Nachbarn hörten es; aber sie dachten, daß er sie wieder anführen wollte, und kamen ihm nicht zu Hülfe. Da fiel der tolle Hund über ihn her, und biß ihn todt. Das hatte er also von seinem Lügen.

Hierzu kommt noch dieß, daß ein Lügner gemeiniglich sein ganzes Leben hindurch ein schlechter Mensch bleibt, und fast niemahls gebessert werden kann. Ein Kind mag noch so viel andere Untugenden angenommen haben, es sey nur aufrichtig, so hat es keine Noth; durch verständiger Leute Rath kann ihm noch geholfen werden, wenn es nur immer offenherzig gesteht, was es begangen hat. Suchet es sich aber zu verstellen; suchet es seine Fehler, statt sie zu gestehen, geheim zu halten und zu beschönigen; so ist Hopfen und Malz an ihm verloren. Denn es ist mit unsern Untugenden, ihr lieben Kinder, wie mit unsern Krankheiten. Wenn ein Kranker seinen Arzt belüget, ihm nicht alles, was ihm fehlet, offenherzig bekennt; so kann dieser ihm nicht die rechte Arznei verschreiben, und dann muß es immer schlechter mit ihm werden. Eben so können verständige Leute einem Kinde, welches seine Fehler zu verberge, suchet, nicht rathen, was es thun müsse, um sich dieser Fehler wieder abzugewöhnen. Dann muß ein solches Kind nothwendig immer lasterhafter werden, bis es endlich ein vollkommener Bösewicht wird. Aufrichtigkeit ist daher die größte und nothwendigste Tugend eines Kindes, so

wie das Lügen unter allen das gefährlichste Laster ist, worein es fallen kann.

Wenn es lauter vernünftige Menschen gäbe, so wären die bösen Folgen der Lügen hinreichend, einen jeden davon abzuschrecken. Aber so wie es viele Leute gibt, die dumm genug sind, sich voll zu trinken, ob sie gleich wissen, daß sie das durch krank und elend werden; so hat es auch oft Leute gegeben, welche die Unwahrheit sprachen, ob sie gleich wußten, daß sie dadurch Treu und Glauben verlieren, und wenn es heraus käme, überall würden gehasset und verfolgt werden. Diese Leute waren desto eher geneigt zum Lügen, weil sie so schwer zu überführen waren. Denn wer kann immer erforschen, was der andere denkt? Indessen war doch allen daran gelegen, daß man ein Mittel fände, wodurch man diese Leute bewegen könnte, die Wahrheit zu sagen. Das beste Mittel schien der Eid. Gebet Acht, Kinder, ich will euch dieses Wort erklären.

Ihr müßet wissen, daß die Menschen von je her für gewiß geglaubt haben, daß Gott alles, so gar die Gedanken der Menschen weiß, daß er alles thun kann, was ihm gefällt, und daß er alles Böse verabscheuet und strafet. Auch wir, eure Väter, und alle andere vernünftige Menschen sind von dieser Wahrheit überzeugt. Wenn nun jemand etwas als wahr angibt, und man sonst nichts erfahren kann, ob es sich wirklich so verhalte; so sagen die Richter zu ihm:

„Siehe, wir wissen nicht, ob du die Wahrheit sagest oder lügest. Wüßten wir es, so würden wir dich wohl strafen, wenn du lügest; an unserer Statt aber wird es Gott thun; denn Gott liebet die Wahrheit; Gott hasset und bestrafet die Lügen.“ Dieses sagen sie, und um gewisser zu seyn, daß der, welcher etwas für wahr angibt, auch so denket, lassen sie ihn eben das auch sagen, und das nennet man einen Eid. So oft also jemand einen Eid schwöret, so bekennet er öffentlich: er glaube, daß Gott alles weiß, was er denke, und daß Gott ihn strafen wird, wenn er die Unwahrheit sage. Wenn nun jemand einen falschen Eid schwöret, das heißt, wenn er Gott zum Zeugen einer Unwahrheit anruft; so gibt er dadurch zu erkennen, daß nichts auf der Welt ist, so er noch achtet, wenn er seinen Vortheil sieht; und daß er durch nichts, weder durch Menschen, noch selbst durch Gott kann abgehalten werden, allen Menschen zu schaden, wo er Gelegenheit dazu findet. Einen solchen Menschen, Rinder, sieht man an, wie den Wolf, der nur vom Raube leben kann. Man hält sich eher nicht sicher von ihm, als bis er von der Erde ausgerottet ist, und überläßt ihn dann dem Gott, dessen Strafe er gering geachtet hat. —

Einen Eid schwören ist daher eine Sache von der äußersten Wichtigkeit, wozu wir nie anders als mit der größten Überlegung, und nur dann schreiten müssen, wenn es uns zur Pflicht gemacht wird. Wer leichtsinnig, oder ohne de

0080

zu verpflichten zu seyn, schwöret, gibt daburch zu erkennen, daß er ein Mensch sey, dem man nicht auf sein bloßes Wort glauben dürfe, und einen solchen Menschen glaubet man gemeinlich auch dann nicht, wenn er eine Betheurung hinzusetzet. Denn man denkt, wer sich kein Gewissen daraus macht, zu lügen, wenn er nicht dabey geschworen hat, der wird sich auch kein Gewissen daraus machen, seine Lügen mit Eidschwüren zu bekräftigen. Und das findet man auch wirklich in der Erfahrung bestätigt. Wollet ihr also für glaubwürdige Menschen gehalten werden, so machet es euch zum Gesetze, niemahls etwas zu betheuern, niemahls zu schwören, es müßte denn seyn, daß euch die Obrigkeit dazu aufforderte. Aber hütet euch auch jemahls eine Lüge zu sagen; denn gewiß, Gott entscheidet auch ohne Eid Wahrheit und Lüge, und strafet diese ganz gewiß. Auch geschieht es selten, daß Unwahrheiten verborgen bleiben. Kommen sie nun an den Tag, so glaubet euch kein Mensch mehr; kommen sie aber auch nicht heraus, so habet ihr wenigstens beständig die Furcht und die Angst, daß ihr verrathen werden könntet, und dieses ist schon eine Qual, die weit größer ist, als aller Vortheil, den ihr durch Lügen erwerben könntet.

Ihr habet nun gesehen, wie viel euch daran gelegen sey, daß ihr mit Wissen und Willen euren Nebenmenschen keinen Schaden zufüget; und wie sorgfältig auch durch die Gesetze vorgebauet ist, daß kein Mensch dem andern freywillig scha-

den dürfe. Aber oft geschieht es auch, daß einer ohne seinem Willen den andern Schaden thue. So ist neulich in dem nächsten Dorfe jemanden ein Dohs ausgerissen, und hat einem andern ein Stück junge Saat abgefressen. Der, welcher den Schaden litt, wollte ihn von dem Herrn des Dohsen ersetzt haben, weil dessen Nachlässigkeit Schuld daran gewesen war, daß der Dohs sich los gemacht hatte. Dieser aber wollte sich zu keiner Schadloshaltung bequemen. Was geschah; Ein Paar Tage hernach ließ der, welcher den Schaden gelitten hatte, sein Vieh auf die Saat des ungerechten Mannes treiben, dem dadurch noch einmahl so viel Schaden zuwuchs, als er hätte ersetzen sollen. Man hat freylich kein Recht sich auf eine solche Art an seinem Nebenmenschen zu rächen; aber dieses Unglück hätte er vermeiden können, wenn er den Schaden gleich ersetzt hätte. Ihr sehet daraus, daß es wiederum sehr weislich von den Gesetzgebern gehandelt ist, indem sie verordnet haben: daß derjenige, durch dessen Schuld, oder auch bloße Vernachlässigung und Unachtsamkeit ein anderer Schaden leidet, diesen Schaden ersetzen soll. Und so verhält es sich mit allen andern Gesetzen, welche uns vorgeschrieben sind. Alle zielen auf unser eigenes und unserer Nebenmenschen Beste ab. Wir wären also verbunden, dasjenige, was sie uns vorschreiben, zu erfüllen, auch wenn kein Mensch uns dazu bezwänge, weil unser eigener Vortheil darauf beruhet. Wie viel mehr müssen wir sie zu beob-

Xachten suchen, da die Übertretung derselben noch außer dem von der Obrigkeit bestrafet wird.

Wohl uns, meine lieben Kinder, daß wir unter Gesetzen und Obrigkeiten stehen! Durch Gesetze kommt Ordnung, durch Ordnung Glückseligkeit in die Welt. Sehet nur in der ganzen Natur, wie der allweise Schöpfer selbst alles nach unverbrüchlichen Gesetzen geordnet hat. Sehet ihr dort den lieben freundlichen Mond allmählich hinter dem Gebürge hervorsteigen? Wie regelmäßig ist der Gang, den Gott ihm vorgeschrieben hat! wie genau bestimmt sein Zunehmen und sein Abnehmen! So wie er in einem Monathe kommt und geht, zunimmt, und abnimmt, so thut er es auch in dem andern Monathe. Eben so regelmäßig, eben so abgemessen ist der Lauf aller übrigen Planeten. Da wird nirgends eine Abweichung, nirgends eine Verwirrung wahrgenommen. Alles kommt und geht, erscheint und verschwindet in ununterbrochener Ordnung. Sehet ihr Lieben, das durch hat Gott uns Menschen gelehrt, daß auch unsere Handlungen nach weisen Gesetzen müssen geordnet seyn, wenn Ruhe und Glückseligkeit unter uns wohnen sollen. Noch einmahl also, wohl uns, daß wir Gesetze haben, und daß Obrigkeiten gesetzt sind, welche über die Beobachtung derselben wachen müssen!

Hier schwieg der Greis, und schweigend wahren alle Gesichter gegen den herrlichen Mond gewendet, der nun in seiner ganzen Freundlichkeit am

Himmel stand. Manche rührende Empfindung
schwoll bey dieser stummen Betrachtung in Ehren-
reichs und Gutwill's Busen auf. Endlich drückten
sie einander die Hände, und jeder führte seine Liebs-
linge zur Ruhe.

Drittes Abendgespräch.

Von den Pflichten der Gesellschaft.

Die vorhergehenden Gespräche des alten Eh-
renreich waren für alle so ergezend gewesen,
daß die ganze Gesellschaft am folgenden Abende
noch eine gute Stunde vor Sonnenuntergang sich
wieder bey der Linde einfand, und auf ihn war-
tete. — Schon hier, meine Lieben? sagte er,
indem er sich freundlich zu ihnen wendete. Es ist
noch zu früh; ich dachte immer, wir vieltet erst
noch eine Stunde, ehe wir unser Abendgessen
anfangen.

„D spielen!“ antworteten sie, „dazu beitragen
sahen einander traurig an. tiefe Trabe. ele,

Nun, ich freue mich, den ... e, euch

renreich fort, ich freue mich ... der
begierig nach meinem Ur ...
euch die Lust zum Spielen ...
Zur Belohnung will ich euch ...
würdiges sehen lassen.

Er führte sie ...
er einen jungen Bienen ...